

Oberösterreichische Heimatblätter

Herausgegeben vom Institut für Landeskunde am o.-ö. Landesmuseum in Linz
durch Dr. Franz Pfeffer

Jahrgang 2

Heft 2

April-Juni 1948

Inhalt

	Seite
Dr. Josef Kneidinger: Die Steinzeit Oberösterreichs	97
Dr. Hans Sturmberger: Die Haft des Prinzen Ruprecht von der Pfalz im Schloß zu Linz. Eine Episode aus dem Dreißigjährigen Krieg	112
Eduard Kriechbaum, Wilhelm Bauer, Walter Goldinger: Dr. Ignaz Zibermahr. Zum 70. Geburtstag. Persönlichkeit und Lebenswerk. Der Forscher. Ignaz Zibermahr und das österreichische Archivwesen	124

Bausteine zur Heimatkunde

Dipl.-Ing. Ernst Newekowsky: Erinnerung an die Zugschiffahrt auf der Donau. Nach den Aufzeichnungen Anton Ferebergers	142
Dr. Franz Pfeffer: Eggered. Ein Alt-Linzer Landst.	152
Dr. Hubert Marschall: Die Hunde beim Hause Schmidtgasse Nr. 34 in Wels	158
J. Osner: Zur Geschichte des Meistergesanges in Steyr	163
Dr. Othmar Wessely: Franz Kurz als Musikschriststeller	167
Karl Radler d. A.: Hölzerne Bildstöcke	170
Gepp Wallner: 90 Jahre Spitzmauer-Verteidigung. Ein Beitrag zur Erschließungs- geschichte des Toten Gebirges	172
Dr. hab. Heinrich L. Werned: Zur Geschichte des Kollerschbaues in Oberösterreich	174
Dr. Heinrich Seidl: Ausländer in der oberösterreichischen Pflanzenwelt	179
Vinzenz Müller: Wittprozeß in Lindemahrs Heimat	183
Dr. Hans Comenda: Firsbaumstehlen. Ein Alt-Innviertler Gehebrauch aus der Nieder Gegend	188

Schrifttum

Verzeichnis der oberösterreichischen Neuerscheinungen	191
---	-----

Jährlich 4 Hefte

- Zuschriften für die Schriftleitung (Beiträge, Besprechungsstücke) an Dr. Franz Pfeffer,
Linz a. D., Museumstraße 14
- Zuschriften für die Verwaltung (Bezug) an die Buchdruckerei des Amtes der o.-ö. Landes-
regierung, Linz a. D., Klosterstraße 7
- Verleger und Eigentümer: Verlag des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstr. 7
- Herausgeber und Schriftleiter: Dr. Franz Pfeffer, Linz a. D., Museumstraße 14
- Druckstöcke: Altschneiderei Franz Krammer, Linz a. D., Krammstraße 3
- Druck: Buchdruckerei des Amtes der o.-ö. Landesregierung, Linz a. D., Klosterstraße 7

Eisenbahngasse und weiter zur Brücke führte und genau über den Standort des Eggered-Gebäudes verlief, hat auch diese letzten Reste des einstigen Landhauses beseitigt.

Über die Lage von Eggered bestand früher Unklarheit. Man verlegte das Gebäude an die Stelle des heutigen Brunerstiftes und sah auch den auffallenden Bau Ringstraße 11 als seinen Restbestand an. Dieses Gebäude ist aber das Wohngebäude des unteren Rendlhofes. Im historischen Linzer Stadtplan von Sachsperger (1931) ist zum erstenmal die Lage Eggereds richtig eingezeichnet.

Dr. Franz Pfeffer (Linz)

Die Funde beim Hause Schmidtgasse Nr. 34 in Wels

Im Mai 1946 wurden in Wels beim Aushub der Fundamente für den Neubau des schwer bombenbeschädigten Hauses Schmidtgasse Nr. 34 — Johannisgasse Nr. 20 gleichzeitig mit der Freilegung alter Reste der Stadtmauer und des Schmidtturmes verschiedene Funde geborgen, die für die Entwicklung der Stadt nach Norden innerhalb der Ringmauer interessante Aufschlüsse ergeben haben.

Das Haus war wie die anderen Häuser der Johannisgasse an die Stadtmauer angebaut. Das Erdreich wurde in der ganzen Grundfläche bis in eine Tiefe von drei Meter ausgehoben. Dabei zeigte sich folgende Schichtenlagerung (die Stärken wurden an der Ecke Schmidtgasse — Johannisgasse gemessen):

Bis 50 Zentimeter unter dem Straßenniveau reichte eine dunkle Anschüttungsschicht, die keinerlei Funde barg. Hierauf folgte eine Humusschicht von 60 Zentimeter Stärke, die nach Norden, der Stadtmauer zu, sich senkt und verkeilt und in ganz geringer Stärke unter der Mauer, die an der Schmidtgassenseite mit ihren Fundamenten zwei Meter tief unter das heutige Straßenniveau hinab reicht, sich verliert. Unter dieser Schicht lag eine 20 Zentimeter starke Schotterdecke, die eine ebenso starke Schwemmsandschicht überlagerte. Erst in 1,5 Meter Tiefe wurde der feste Schotteruntergrund angetroffen. Auch die beiden letzten Schichten zeigten die Senkung und Verkeilung nach Norden.

Die Stadtmauer, die die Nordseite des abgebrochenen Hauses bildete, hatte eine Höhe von 8,25 Meter. Der an den Schmidtturm anschließende Unterbau der Mauer reichte auf eine Länge von 7,35 Meter noch zwei Meter unter die Straßensohle, sonst nur 60 bis 70 Zentimeter. An der Schmidtgassenseite springt ein im rechten Winkel zur Stadtmauer stehender Mauerfortsatz 1,5 Meter vor, dessen Breite wegen der Lage unter der Straße nicht mehr gemessen werden konnte. Bei diesem auf eine stärkere Unterlage gestellten Teil der Stadtmauer handelt es sich um die Grundfesten des alten Schmidtturmes und seines ostseitigen „Fürbaues“, durch den ein alter, von Sandsteinquadern eingefasster Kanal von 60 Zentimeter Breite und ebensolcher Höhe führte.

Im vertikalen Aufbau der Stadtmauer war deutlich sichtbar ein älterer und jüngerer Teil festzustellen. Bis zu einer Höhe von 5,50 Meter reicht das 1,45 Meter breite ältere Füllmauerwerk. Hierzu kam ein späterer Zubau aus Ziegel an der Innenseite und gleichzeitig ein solcher Aufbau an der Außenseite. Eine in 5 Meter Höhe von innen nach außen führende Stoßfuge trennt den älteren Teil der Mauer von den jüngeren Zubauten. Beim Ausbau des Wehrganges wurde die Mauer an der Außenseite auf 8,25 Meter erhöht. Die Innenmauer ist offensichtlich erst durch den Anbau der Häuser aufgerichtet worden,

so daß ursprünglich der hölzerne Wehrgang durch die Vorkragung wesentlich breiter gewesen sein mußte. Bei einer Außenmauerstärke von 70 Zentimeter und der Innenmauerstärke von 35 Zentimeter stand demnach für die Breite des eigentlichen Wehrganges ein Raum von nur 75 Zentimeter zur Verfügung. Bei dieser geringen Breite genügte der Wehrgang bestenfalls für stehende Wachen und Rundgänge der Posten, aber nicht für militärische Anforderungen im Ernstfalle.

Die zutage getretenen Funde — für die genauere Feststellung der Fundlage war die Verwendung des Baggers denkbar ungünstig — gehören der Römerzeit und dem Mittelalter bis ins 16. Jahrhundert an.

Römischer Herkunft sind Bruchstücke geschmauchter Ware und verzierter Sigillata, das Halsstück eines Libationsgefäßes aus braunem und ein kugelförmiges nach oben schalenartig erweitertes Salbentöpfchen aus stark trübsendem durchsichtigem Glas mit Nuppen in Herzmuschelform, ein Gefäßhenkel aus blauem Glas mit weißem Schmelz und der Griff eines Messers mit Blattansatz.

Für die vom hohen Mittelalter bis in die beginnende Neuzeit anhaltende Ablagerung entlang der Innenseite der Stadtmauer sind ein gotischer Bündelpfeiler mit Basis und ein gotisches Torbogenstück mit Flechtwerk, beide aus Sandstein, sowie die gut erhaltenen Geweihtangen eines Hirschen beweiskräftige Zeugen, mehr noch die keramischen Funde, die sich mit 29 Stück auf die Schwarzhafner, 6 Stück auf die Weißhafner und mit 16 Stück auf glasierte Ware verteilen. Die Mehrzahl der Hafnerware lag innerhalb einer „Schlacht“ (Faschine), die sich unter der Seitenmauer des Nachbarhauses der Johannisgasse befand. Diese Seitenmauer steht auf drei Stützpfeilern, der innerste unmittelbar an der Stadtmauer. Die beiden unteren auf den Pfeilern aufliegenden Ziegellagen der Seitenmauer haben sich infolge des sich senkenden Erdbodens aus dem Verbände gelockert und bogenförmig gesenkt. Durch die Senkung des Bodens hat sich auch ein kleiner Hohlraum zwischen den beiden inneren Stützpfeilern gebildet und unter diesem wurde die Schlacht freigelegt.

Außerhalb der Schlacht lagen ein gebierter Ofenkachel aus gelbem Ton mit Graphitanstrich, der im 14. Jahrhundert in allgemeiner Verwendung stand¹⁾, ein spätgotischer, dem ausgehenden 15. Jahrhundert zugehöriger Nischen- oder Zylinderkachel aus hellem Ton und mit hellgrüner Glasur, dessen vertikalen Rand Säulen mit Blattornamenten und dessen oberen Rand ein Rankenornament verzierten²⁾, und endlich eine aus dem beginnenden 16. Jahrhundert stammende doppelwandige Lampe aus rotgebranntem Ton, die an der rotbraun glasierten Außenwand hellgelb glasierte Nuppen in Schneckenform in symmetrischer Anordnung trägt³⁾.

Als ältestes Fundstück der in der Schlacht angesammelten Gefäßreste ist das Randbruchstück eines dickwandigen bauchigen Gefäßes aus Eisenton zu nennen, das dem bei Wiesinger⁴⁾ angeführten Gefäß formmäßig fast gleich ist. Es gehört ins 13. Jahrhundert wie das Randbruchstück D. N. 28.527, das am Henkelansatz

¹⁾ D. N. 28.554; Wandlänge 18 cm, Bodendurchmesser 13.5 cm, Tiefe 12 cm. An der Außenseite die nach abwärts verlaufende charakteristische Spitzale.

²⁾ H = 27.5 cm, B = 24 cm, Tiefe = 7 cm; D. N. 28.561.

³⁾ Die zu $\frac{2}{3}$ ausgebrochene Außenwand ist hantellos. Nach Walsh, Bunte Hafnerkeramik der Renaissance, S. 24 ff., liegt hier fränkischer (Nürnberger) Einfluß vor. Aus der Stadtkammeramtsrechnung 1490 geht hervor, daß gerade beim Schmidtturm Nürnberger Kaufleute ihre Kausluben während des Jahmarktes hatten.

⁴⁾ F. Wiesinger, Die Schwarzhafner und die Weißhafner in Oberösterreich, Jahrbuch des oberösterreichischen Musealvereines Bd 87 (1937) Tafel X, 1.

einen Einstich und zwei Fingernagelkerben als vermutliches Meisterzeichen trägt. Die Einstiche verweist Wiesinger noch in das 13. und die Fingernagelkerben in das 14. Jahrhundert, so daß wegen der gleichzeitigen Verwendung beider Marken die Reihung in die Wendezeit der Jahrhunderte begründet ist. Auch die derbe bauchige Form und das grobe Material sind dieser Zeit eigen.

Ein bisher unbekanntes eigenartiges Meisterzeichen trägt ein einhenkeltiger Topf mit Rundwulst und Deckel aus Eisenton, U. N. 28.528. Beiderseits eines eingepreßten Rhombus mit abgerundeten Ecken befinden sich zwei gleiche Marken, die breiten Messern mit kurzem Griff ähnlich und mit der Schneide dem Rhombus zugekehrt sind. Dieses Töpferzeichen ist in kleinerer Ausführung auch auf dem Randbruchstück U. N. 28.529 und in vereinfachter Form auf dem gehenkeltten Topf U. N. 28.530 vorhanden. Die Form dieses zuletzt genannten Topfes gleicht dem bei Wiesinger⁵⁾ abgebildeten, aus dem 14. Jahrhundert stammenden Topfe. Möglicherweise stellen diese Zeichen ein Töpferwerkzeug vor. Für eine sichere Beurteilung der Herkunft dieser Marke fehlen zur Zeit noch Vergleichsmöglichkeiten, doch deutet die zusammenhängende Formentwicklung auf ein bodenständiges, ins 15. Jahrhundert zu reichendes Meisterzeichen.

Die nichtgemerkten Randbruchstücke⁶⁾ besitzen ebenfalls die dem 15. Jahrhundert eigentümlichen starken Rundwülste und lassen, so weit noch Wandansätze vorhanden sind, steilwandige, mäßig gebauchte Formen erkennen und sind wie die Bodenteile⁷⁾ aus grob gearbeitetem, mit Quarzsand durchsetztem Ton mit geringem Graphitgehalt. Ein derber Henkel eines größeren Eisentongefäßes trägt die im 14. und 15. Jahrhundert häufig vorkommende Schnittverzierung. In dieselbe Zeit gehören auch der dünnwandige, schwarz geschmauchte hartgebrannte Topf U. N. 28.539. Die Wand ist blasig aufgetrieben und zum Teil ausgebrochen. Der scharfe Brand konnte als besondere Eigenart der Hafnerlei Findach in der Vorstadt, die seit dem 15. Jahrhundert durch mehrere Generationen in einer Familie geführt wurde, nachgewiesen werden⁸⁾.

In der Gruppe „Geschmauchte Schwarzhafnerware“ — Gefäße ohne Graphitbeimischung — tritt zeitlich führend eine Schüssel, deren Rundwulst an zwei sich gegenüberliegenden Stellen zu einer Handhabe ausgezogen ist und deren eine den Bindenschild als Töpferzeichen trägt. Der Bindenschild ist ohne Zusatzzeichen in klarer Form eingepreßt und bisher erst aus Enns bekannt⁹⁾. Seine Verwendung als Stadtmarke auf Töpferwaren kann nunmehr auch für Wels zulässig angenommen werden, um so mehr, als auch Wels den Bindenschild im Wappen führt. Bemerkenswert ist nur das Vorkommen auf „Nicht-Eisentongeschirr“, da seit dem 15. Jahrhundert (1431) die Töpfermarke nur auf Eisensachen angebracht werden mußte¹⁰⁾. Es scheint daher diese Schüssel offensichtlich aus einer früheren Zeit zu stammen.

Als späte Schwarzhafnerware bezeichnet Wiesinger die dunkel geschmauchten, außen mit Graphit schwarz gefärbten Erzeugnisse und reihet sie vom beginnenden 16. bis ins 18. Jahrhundert. Auch von dieser Art finden sich vier Bruchstücke

⁵⁾ F. Wiesinger, a. a. O., Tafel X 5 b.

⁶⁾ U. N. 28531 — 28533; die äußeren Durchmesser der Randstücke betragen 19 — 22 cm, die Rundwülste haben eine Stärke von 1,7 — 2,2 cm und die Bodenteile einen Durchmesser von 11,7 — 15,5 cm.

⁷⁾ U. N. 28536 — 28538.

⁸⁾ F. Wiesinger, a. a. O., S. 95.

⁹⁾ F. Wiesinger, a. a. O., S. 98 f.

¹⁰⁾ F. Wiesinger, a. a. O., S. 98.

von Schüsseln mit Henkel und Rundwulst aus grauem und gelbem Ton, die außen und wie D. N. 28549 auch innen graphitiert sind.

Bei der helltonigen Töpferware handelt es sich um einfaches „schlichtes“ Geschirre des Alltages, Töpfe und Schüsseln in gelber, brauner oder grüner Glasur. Ein Milchkübel in der bis ins 19. Jahrhundert herüberreichenden bekannten Form ist zur Gänze erhalten. Die meist gehenkeltten Randbruchstücke von Töpfen aus hellem hartgebranntem Ton weichen in ihrer Profilierung erheblich von den Rund- und Randentwulstrandtöpfen, wie sie für das Eisentongeschirre und die Erzeugnisse aus Pfiesing und Oberleim¹¹⁾ charakteristisch sind, ab. Die Rundwulste sind weniger stark und gehen, an der Außenseite abgekantet, in eine tiefe Hohlkehle über, der Hals ist kurz und die Schulter deutlich abgesetzt, die Gefäße sind insgesamt mäßig gebauht. An Stelle der typischen Randentwulste ist der Mundsaum bandartig verstärkt oder der Wulst, an dessen Außenseite eine flache Hohlkehle verläuft, ist an den oberen Ranten abgerundet und die Wand setzt ohne Übergang am Wulst kegelförmig an. Ein glatter, nach außen bzw. nach innen gezogener Rand ist zwei steilwandigen Gefäßen eigen, die hinsichtlich der Form bisher keine ähnlichen Gegenstände in Wels haben.

Unter den hellen unglasierten Tonwaren ist ein Topfhenkel mit dem schräggestellten Schnittmuster und rotbraunen Farbstrichen verziert. Das Randbruchstück eines gehenkeltten Kübels so wie zwei Boden- und ein Wandbruchstück aus gelbem, hart gebranntem Ton sind als frischer Bruch einer Töpferwerkstatt anzusehen, die sich in nächster Nähe befunden hat¹²⁾.

Auf schlichte Art berichten die Scherben und andere Funde, daß spätestens seit dem Ende des 13. Jahrhunderts bis in die beginnende Neuzeit vom Schloß Pollheim bis zum alten kaiserlichen Spital in der Pfarrgasse ein zusammenhängender unverbauter Raum sich entlang der Stadtmauer erstreckte, der, wie aus verschiedenen urkundlichen Nachrichten hervorgeht, schon im ausgehenden 15. Jahrhundert die „Lannpecken-Edt“ geheißen hat. Die Bezeichnung Edt = Ode weist ja gerade innerhalb der Ringmauer auf ein unverbautes Gelände hin und der Umstand, daß sich an einer Stelle nutzloser Abfall in einer solchen zeitlichen Geschlossenheit ansammeln konnte, beweist nur einen lang anhaltenden unveränderten Zustand. Bei dem großen Raumangel der mittelalterlichen Stadt jedenfalls ein recht merkwürdiger Zustand, der nur durch die Belange der Verteidigung, Heranbringung der Mannschaft, Schutzzone gegen Feuergefahr im Kriegsfall, eine ausreichende Erklärung findet. Ähnlichen unverbauten Raum finden wir in Wels auch in der Altstadt, den Burggarten, die Gärten im Häusergebiet Burggasse - Hafergasse, den ursprünglich freien Raum zwischen Burg und Trauturm, dessen Verbauung ebenfalls erst im 16. Jahrhundert einsetzte, die an die Stadtmauer angelehnten Gärten des Minoritenklosters, des kaiserlichen Spitals und der Pfarrkirche und schließlich auch die offenen Räume im Komplex des Pollheimer Schlosses. In Befolgung des Grundsatzes größtmöglicher Sicherheit isolierte man den eng verbauten Stadtkern durch eine Auslockerungszone, die dann infolge der geänderten Kriegstechnik als überflüssig erkannt und für die

¹¹⁾ F. Wiesinger, a. a. O., S. 157 ff.

¹²⁾ Nach den Steuerbüchern 1529 und 1531 kann dieser Bruch aus der Hafnerei Jakob Stadler stammen, der sein Gewerbe im Hause Pfarrgasse 17 (heute Tschuden) betrieb hat.

Verbauung freigegeben worden ist. Bis dahin, in die Mitte des 16. Jahrhunderts sah man sich eben genötigt, die zunehmende Bevölkerung von der Ansiedlung innerhalb der Ringmauer abzuhalten und sie vor der Stadt sesshaft zu machen. Aber auch in Friedenszeiten war die Sorge wegen verheerender Feuersbrünste so groß, daß man alle mit starkem Feuer arbeitenden Handwerker, wie Bäcker-, Huf-, Nagel- und Klingenschmiede in die Vorstädte verwies. Die Schmidtgasse selbst beherbergte wohl auch Schmiede, aber es waren Rot- und Goldschmiede und die Rotschmiede kamen bei größeren Arbeiten sehr häufig beim Rat um Zuweisung einer Fußstätte im Stadtgraben ein, da ihre Feuerstätten größeren Anforderungen nicht entsprachen.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts kam es also auch zur allmählichen Verbauung der Tannpecken-Edt, doch läßt es sich vorderhand noch nicht feststellen, ob von der Schmidtgassen- oder Pfarrgassenseite her mit ihr begonnen worden ist. In der St. Johannis - Totengasse — der Name kam im 17. Jahrhundert auf und dürfte vermutlich daher kommen, daß man die Toten aus der Vorstadt zur Einsegnung in der Pfarrkirche, die dem hl. Johannes dem Täufer geweiht ist, durch diese Gasse trug — beim Schmidtturm und vor der Stadt auf dem Graben wurde vorher und noch lange über die Zeit der Verbauung hinaus der Jahrmarkt abgehalten.

Beim Schmidtturm hatten nach einem Vermerk der Stadtkammeramtsrechnung 1490 die Nürnberger Kaufleute ihre durch das Stadtkammeramt aufgeschlagenen Kaufläden und anschließend standen die Lebzelter mit ihren delikaten Erzeugnissen, die der Gasse vor der Bezeichnung St. Johannis - Totengasse den freundlicheren Namen „Lebzeltergasse“ gegeben haben. Wir dürfen hier nicht gleich den Sitz des Lebzeltergewerbes in dieser Gasse annehmen, denn es bestehen nach dem Steuerbuch von 1529 nur an der Südseite der Gasse die kleinen, später „Schmelztingischen Hinkelhäuseln“ benannten Häuser, von denen das Haus Nr. 9 die hochmittelalterliche Bauart unverfälscht bis heute erhalten hat, und in diesen ist zu dieser Zeit kein einziger Lebzelter zuhause. Auch das Steuerbuch von 1531 vermag über den Verbau der Tannpecken-Edt noch nichts auszusagen. Beiderseits des Schmidtturmes befinden sich seit Beginn des 16. Jahrhunderts zunächst nur bescheidene Werkstätten, die von der Stadt in Pacht gegeben wurden, aber diese können genau so gut in den Zubauten des Turmes untergebracht gewesen sein. Erst das Steuerbuch von 1550 berichtet zum erstenmal, daß an der inneren Seite der Ringmauer 4 Häuser in Handwerkerbesitz sich befinden. Auch die linke Schmidtgassenseite entbehrte 1529 noch des direkten Anschlusses an den Schmidtturm, da an Stelle des Hauses Schmidtgasse Nr. 27 nur ein recht bescheidenes Wohngebäude — vielleicht auch nur eine Werkstatt — gestanden ist, die dem Torfschleifer zugewiesen war. 1529 war es Peter Glaser, Torssperrer, der sein Handwerk hier ausübte und nebenbei den Schließdienst versehen hat.

Eine für die Baugeschichte von Wels wichtige Frage muß vorläufig noch unbeantwortet bleiben: Ist die eingangs genannte Schlacht älter als die 1376 aus-

gebaute Stadtmauer oder nicht? Läßt sich ein höheres Alter erschließen, dann ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß die älteste Wehranlage der Stadt weiter stadteintwärts zu suchen ist. Denn die Reihenfolge und das Fallen der Bodenschichten nach Norden sowie die Tiefenlage der Schlacht lassen diese eindeutig als Bestandteil einer uralten Grabenverbauung erkennen.

Dr. Hubert Marschall (Wels)

Zur Geschichte des Meistergesanges in Steyr

Bedingt durch die mannigfachen Beziehungen der alten Eisenstadt zu den deutschen Städten, durch Reformation und Humanismus und durch einen wohlhabenden Handwerkerstand fand im 16. und 17. Jahrhundert die Dichtkunst in Steyr eine besondere Pflege. Während Schulmänner biblische und weltliche Komödien in deutscher und lateinischer Sprache inszenierten, widmeten sich poesiefreundliche Bürger der edlen Kunst des Meistergesanges.

In Widmanns Arbeit „Zur Geschichte und Literatur des Meistergesanges in Oberösterreich“¹⁾ und in der „Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte“ von Nagl, Feidler, Castle²⁾ wird die Tätigkeit der Steyrer Meistersinger ausführlich dargestellt. Zuweilen finden sich hierüber auch kurze Notizen in heimatkundlichen Aufsätzen zur Stadtgeschichte³⁾. Die Verfasser der grundlegenden Werke über Steyrs Vergangenheit wie Breunhuber, Zetl und Priz wissen über die Meistersinger nichts zu berichten.

Die oben angeführten Aufsätze stützen sich hauptsächlich auf die Tabulatur des Kürschners Lorenz Wessel und auf die Meistersingerhandschriften Heiberger's, Stromair's und Freudenlechner's. Die Quellen im Archiv der Stadt Steyr jedoch wurden vollständig unberücksichtigt gelassen, und gerade diese enthalten wertvolle Hinweise. Vor allem finden sich in den Ratsprotokollen aufschlußreiche Notizen, die das einschlägige Schrifttum in mancher Hinsicht berichtigen und ergänzen. So werden in den vergilbten Blättern der dickeibigen Folianten die bedeutendsten sangesliebenden Bürger und Handwerker der Stadt wie Kriegsauer, Heiberger, Hagmair und Lindturm an mehreren Stellen genannt.

Österreichs berühmtesten Meistersinger, den Ahlschmied Severin Kriegsauer (Kriegsauer)⁴⁾, erwähnen die Niederschriften des Rates nur einmal,

¹⁾ H. Widmann, Zur Geschichte und Literatur des Meistergesanges in Oberösterreich. Mit Benützung unedirter Handschriften. 15. Jahresbericht der k. k. Staats-Ober-Realschule in Steyr (1885).

²⁾ J. M. Nagl, J. Feidler, E. Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, Bd 1 (1898) S. 530 ff.

³⁾ O. Goldbacher, Steyr, eine Stätte für Kunst und Wissenschaft; E. Stein, Die Städte Deutschösterreichs, Band 2: Steyr und Bad Hall, S. 55 f. — H. Widmann, Fremdenführer für Steyr und Umgebung (1884), S. 88 ff. — R. Stumpf, Das alte Schultheater in Steyr zur Zeit der Reformation und Gegenreformation, Heimatgaue 1931 S. 1 ff., 136 ff.

⁴⁾ Nagl, Feidler, Castle, a. a. O., S. 531, Anm. 2.